

(Nachdruck verboten.)

29]

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„Du kommst nie mehr zu mir,“ sagte Wolfgang. „Wie kann ich denn?!“ Die Achseln zuckend, tat sie wichtig. „Was meinst du wohl, was ich zu tun habe! Morgens schon vor achte rein mit die Stadtbahn, un denn nur zwei Stunden Tischzeit — immer rein, raus — un abends bin ich meist nie vor zehne zu Hause, oft auch noch später. Dann bin ich so müde, dann schlafe ich wie 'ne Rahe. Aber Sonntags, dann läßt mir Mutter mal ausschlafen, un nachmittags jehle ich mit Artur un Flebbe los, wir —“

„Wo geht Ihr hin?“ fragte er hastig. „Ich kann ja auch mal mitgehn!“

„Ach Du!“ Sie lachte ihn aus. „Du darfst ja nich!“

„Nein!“ Tief senkte er den Kopf.

„Na, sei man nich traurig,“ ermunterte sie un fuhr ihm mit dem Zeigefinger, an dem der schäbige Glacéhandschuh an der Spitze aufgesprungen war, ums Kinn. „Dafür biste ja auch Schüler vons Gymnasium. Artur kommt nächsten Herbst auch in de Lehre. Mutter denkt, bei'n Friseur. Un Flebbe, der lernt ja schon Matrealist — sein Vater hat's ja dazu — wer weiß, der kriegt an'n Ende noch mal 'n eignes Geschäft!“

„Ja,“ sagte Wolfgang eintönig in ihr Plaudern hinein. Wie verloren stand er auf der Straße, seine Bücher unter den Arm gepreßt. Ach, wie weit, weit war die hier, waren die alle drei nun auf einmal von ihm gerückt! Die, mit denen er einst täglich gespielt hatte, deren Hauptmann er stets gewesen war, die waren nun schon so groß, un er, er war noch ein dummer Schuljunge!

„Verflucht!“ Mit einer heftigen Gebärde schleuderte er seinen Bücherpaden von sich, daß der Riemen, der ihn zusammenhielt, sich löste. Alle Bücher un Hefte flogen auseinander un lagen voneinander gespreizt im Staub der Straße.

„Au weh, aber Wölschen!“ Frida bückte sich ganz erschrocken un las eifrig alles zusammen.

Er half ihr nicht aufheben. Mit einem bösen Ausdruck starrte er vor sich hin.

„Da — da haste se wieder,“ sagte das vom emsigen Büden ganz rot gewordene Mädchen, pustete die Bücher ab un zwängte sie ihm unter den Arm.

„Ich mag nicht!“ Er ließ sie wieder fallen.

„Na, Du bist jut! Was fällt Dir denn ein — die teuern Bücher!“ Sie konnte sich ordentlich über ihn ärgern. „Weißte denn nich, daß die Geld kosten?“

„P—!“ Er machte eine Handbewegung, wie: was macht das?! „Dann werden eben neue gekauft!“

„Wenn Dein Vater auch Geld genug hat,“ ereiferte sie sich, „das 's doch nicht recht von Dir, so mit die juten Sachen umzuzehn!“

Er sagte kein Wort hierauf, aber er hob nun die Bücher auf un schnallte sie wieder in den Riemen. Verlegen standen sie beide zusammen. Sie sah ihn verstohlen von der Seite an: hatte der sich aber verändert! Und er ärgerte sich über seine Festigkeit: was sollte sie nun wohl von ihm denken?!

„Ich muß nu jehn,“ sagte sie plötzlich, „sonst krieg' ich nich mal mehr mein Mittagessen jeessen — au, hab' ich 'n Hunger!“ Sie legte die Hand auf den Magen: „Das wird schmecken! Mutter hat heute Pellkartoffeln un Hering!“

„Ich gehe mit!“ Seinen Schritt dem ihrigen anpassend, trabte er neben der eilig Trippelnden her.

Sie war ganz rot geworden: was würde die Mutter sagen, wenn sie Wolfgang mitbrachte?! Nein, das ging wirklich nicht an, es war ja heute, gerade heute bei ihnen nicht aufgeräumt! Und gelogen hatte sie auch: es gab ja gar nicht Hering, nur Zwiebelsauce zu den Pellkartoffeln!

Sie genierte sich vor Wolfgang. „Nee, jeh Du man nach Hause,“ sagte sie un verschanzte sich hinter einem Schmolten, „biste so lange nich bei uns jewesen, brauchste auch heute nich. Ich bin Dir böse!“

„Mir böse — mir?! Was hab' ich denn getan? Ich

sollte doch nicht zu Euch kommen, ich durfte doch nicht — dafür kann ich doch nicht! Frida!“

Sie fing an zu rennen, blutrot im Gesicht; er rannte neben ihr her. „Frida! Frida, mir, mir kannst Du doch nicht böse sein?! Ach, Frida, sei doch nicht so! Frida, laß mich doch mitgehen! Nun bin ich Dir endlich mal begegnet, un nun bist Du so?!“

Es lag Trauer in seiner Stimme. Sie fühlte die wohl heraus, aber zugleich ärgerte sie sich: was brauchte er sich ihr so anzukleben! Flebbe würde das auch gar nicht recht sein! Und so sagte sie schnippisch: „Wir passen ja doch nich zusammen. Jeh Du nur mit Deinen Fräuleins. Zu denen jehörste nu mal!“

„Sag' das noch mal — untersteh Dich!“ Grob schrie er's un hob die Hand, als wollte er ihr einen Schlag geben. „Dumme Bieraffen, was gehen die mich an?!“

Er hatte recht — das mußte sie ihm innerlich zugestehen — nie hatte er sich an einen der Backfische herangemacht, die hier un herum in den Billen wohnten. Sie wußte es wohl, daß er sie allen vorzog, un fühlte sich geschmeichelt in ihrer Eitelkeit; besänftigend sagte sie, aber zugleich ausweichend: „Nee, Wölschen, Du kannst aber doch nich mehr mit mir jehen, es paßt sich doch nu mal nich mehr!“ Un sie bot ihm die Hand: „Adieu, Wolfgang!“

Sie waren gerade zwischen dem Buschwerk eines kleinen Schmuckplatzes mit Bänken, an dem die Billen, hinter Vorgärten ganz versteckt, weit zurücklagen. Kein Mensch war in Sicht im stillen Mittagssonnenglanz. Aber wären auch Leute gekommen, es hätte ihn nicht abgehalten; mit beiden Armen packte er sie wie in einer Art von Wut: „Ich gehe mit — ich laß Dich nicht!“

Unsanft wehrte sie sich: was fiel dem dummen Jungen ein?! Der war wohl verrückt?! „Laß mich doch,“ fauchte sie wie eine kleine Rahe, „läßt mich fleisch los?! Au! Warte man, ich sage es Flebben, der soll Dir auf 'n Knopp kommen! Laß mich doch in Ruhe!“

Er ließ sie nicht los. Ohne ein Wort hielt er sie umklammert, seine Bücher lagen wieder im Staub.

Wollte er sie küssen oder schlagen?! Sie wußte es nicht; aber sie hatte Angst vor ihm un wehrte sich wie sie konnte. „Du Durchbrenner,“ zischte sie ihn an, „na, Du bist 'n Schöner! Kennst fort von Hause, vertriecht sich im Walde! Aber sie haben Dir ja doch jekriegt — ätsch!“

Er hatte sie plötzlich losgelassen; sie stand vor ihm un höhnte ihn aus. Nun hätte sie gut fortlaufen können, aber nun reizte es sie, stehen zu bleiben un ihn herunterzumachen: „Durchbrenner! Auskneifer!“

Er war sehr rot geworden, den Kopf hielt er tief gesenkt.

„Wie konntste das bloß machen?“ fuhr sie fort mit einem gewissen Grausamkeit. „Na, so dumm! Alle haben se Dir ausjelacht! Wir wollten 't absolut erst jar nich jlauben. Nee, ich sage, rennt der Bengel weg, ohne Geld, ohne Mühe, ohne 'n Stück Brot in der Tasche! Du wollt'st wohl so nach Amerika, was?!“ Sie musterte ihn von Kopf bis zu Füßen, un dann warf sie ihren Oberkörper ein wenig hinterüber un lachte laut: „Na, so was!“

Er hob den Kopf nicht, murmelte nur vor sich hin: „Lachen sollst Du nicht drüber — nein, lachen nicht!“

„Na, was denn? Vielleicht weinen? Was jeh't's mich an! Deine Mutter hat genug drüber jeweint, un Dein Vater ist 'rumgerannt wie 'n Verrückter. Die jangen Beamten vons Revier waren auf 'n Weinen. Sag' mal, Du hast wohl ordentlich Dresche jekriegt, als sie Dir nach Hause brachten am Schlafittchen?!“

„Nein!“ Er hob plötzlich den Kopf un sah ihr starr in die ein wenig böshast funkelnden Augen.

Es war etwas in diesem Blick — ein stummer Vorwurf — das zwang sie, ihre Lider zu senken.

„Geschlagen haben sie mich nicht — das hätte ich mich auch nicht gefallen lassen — nein, geschlagen nicht!“

„Eingesperrt?“ fragte sie neugierig.

Er gab ihr keine Antwort; was sollte er sagen?! Nein, eingesperrt hatten sie ihn nicht, er durfte frei umhergehen in Haus un Garten, auf der Straße, in der Schule — un doch, er war doch nicht frei!

Tränen schossen ihm plötzlich in die Augen; stammelnd und stockend brachte er's heraus: „Du — Du solltest — mich — nicht — nicht höhnen — Frida! Ich bin so — so —“
 Er wollte sagen „unglücklich“; aber das Wort kam ihm zu klein vor und auch wieder zu groß. Und er schämte sich, es laut auszusprechen. So stand er stumm, wie mit Blut übergossen; und nur Tränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, rollten über sein Gesicht und fielen in den Staub der Straße.

Es waren Tränen des Schmerzes und der Wut. Ueber ein halbes Jahr war's nun schon her — ach, schon länger — aber es drückte ihn doch noch, als wäre es gestern gewesen. Keinen Augenblick noch, hatte er's vergessen, daß sie ihn eingekerkert hatten mit solcher Leichtigkeit. So bald hatten sie ihn gefunden! Beim Morgengrauen schon, noch ehe die Sonne eines neuen Tages aufgegangen war. Und eingebracht hatten sie ihn im Triumph. Was ihm eine große Tat gewesen war, ein Heldenthat, das war ihnen ein Dummerjungenstreich. Die Mutter hatte wohl viel geweint, aber der Vater hatte ihn nur am Ohrläppchen gezogen: „Einmal und nicht wieder, mein Sohn, das merke Dir!“

Wolfgang weinte still, aber heftig. Frida stand vor ihm und sah ihn weinen, und plötzlich schoß es auch ihr naß in die Augen — sie war doch immer seine gute Freundin gewesen. Nun meinte sie mit.

„Bölschen,“ schluchzte sie, „weine man nicht! Es ist ja nicht so schlimm! Die Leute wissen schon nicht mehr davon — so was verjährt sich! Zu schämen brauchst Du noch lange nicht — warum denn? Daß Du denen bei Dir zu Hause mal ein bißchen bange gemacht hast, schadet ja nicht! Du sagst einfach, wenn sie Dir nicht zu uns lassen: „denn renne ich wieder weg!“ Kommt man nächsten Sonntag nachmittag, denn jehe ich nicht mit Artur un Flebbe — nee, denn warte ich auf Dich!“

Mit der einen Hand wischte sie sich die Tränen ab, mit der anderen ihm.

So standen sie im hellen Sonnenglanz, inmitten von blühenden Büschen. Flieder duftete; ein Rotdornbaum streute, geschüttelt vom leisen Maiwind, seine schönfarbigen Blütenblättchen über sie. Der dunkle und der blonde Kopf neigten sich dicht zueinander.

„Frida,“ sagte er und faßte ihre Hand so fest, als klammerte er sich daran, „Frida, bist Du mir denn wenigstens noch gut?“

„Na, natürlich!“ Sie nickte und ließ, noch Tränen Spuren im Gesicht, gleich wieder ihr helles, frohes Lachen ertönen. „Das wäre 'ne nette Freundschaft, wenn die so rasch in die Widen jingel! Da —!“ Sie spitzte den Mund und gab ihm einen Kuß.

Er wurde sehr verlegen, sie hatte ihm ja noch nie einen Kuß gegeben.

„Da!“ Sie gab ihm noch einen. „Un nu sei man auch wieder verjüngt, mein Junge! Es is ja so 'n wunderschönes Wetter!“

„Du kommst heute spät,“ sagte die Mutter, als Wolfgang, statt um eins, erst um zwei aus der Schule kam. „Du hast doch nicht etwa nachbleiben müssen?“

Ein Gefühl des Unmuts stieg in ihm auf: wie kontrollierte sie ihn doch immer! Die frohe Stimmung, in die ihn seine Freundin Frida versetzt hatte, war hin; die Fesseln drückten wieder. Aber er dachte noch viel an Frida. Am Nachmittag, beim Arbeiten, tauchte ihr Kopf mit dem dicken Haarknoten immer hinter seinem Pult auf und reckte sich über sein Buch und störte ihn; aber es war eine angenehme Störung. Schade, daß Frida so wenig Zeit mehr hatte! Wie war das doch schön gewesen, als sie noch Kinder waren! Sie war ihm immer die Liebste gewesen, mit ihr hatte er noch besser spielen können als mit den beiden Jungen, sie hatte ihn immer verstanden und immer zu ihm gehalten — ach!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie Rousseau starb.

Ein bisher nicht bekannter Bericht über die letzten Stunden Jean Jacques Rousseaus ist soeben von Georges Gazier in der Revue d'histoire littéraire de la France veröffentlicht worden. Der Herausgeber hat diesen Bericht auf der Bibliothek zu Besançon unter den Manuskripten und Papieren entdeckt, die der dort verstorbene hervorragende Architekt Pierre Adrien Paris (1745 bis

1819), der ehemalige Architekt Ludwigs XVI. und Organisator der Feste zu Versailles und Trianon, seiner Vaterstadt mit zahlreichen Schätzen künstlerischer Art hinterlassen hat. Paris, ein begeisterter Verehrer Rousseaus, der auch mit dessen Familie in Ermenonville in Verkehr getreten ist, hat diesen Bericht nach der mündlichen Erzählung der Gattin des großen Schriftstellers, Therese Levasseur, anscheinend kurze Zeit nach dessen Tode (3. Juli 1778) und sichtlich unter dem Eindruck dieses Ereignisses geschrieben und ihn sodann seinen übrigen biographischen Angaben und Reiseerinnerungen einverleibt.

Der Bericht ist namentlich insofern von Interesse, als er in seinem wesentlichen Inhalt mit dem Briefe der Therese Levasseur an Musset-Pathez übereinstimmt, in dem diese zwanzig Jahre später (1798) Rousseaus Lebensende darlegte; doch sind in dem jetzt entdeckten Bericht die letzten Stunden Rousseaus mit einer weit größeren Ausführlichkeit als an irgend einer anderen Stelle geschildert. Keinesfalls kann nach diesem Bericht die übrigens auch schon durch das Zeugnis der Leichenbeschauer widerlegte Legende, daß Rousseau sich durch einen Pistolenschuß selbst entleibt habe, mehr aufrecht erhalten werden; Paris' Bericht selbst läßt sich in seinem wesentlichen Teil, nach Weglassung einer Beschreibung des Schlosses und Landgutes von Ermenonville, in dem Rousseau, wie bekannt, mit seiner Frau als Gast des Herrn v. Girardin während der letzten Zeit seines Lebens wohnte, folgendermaßen über Rousseaus letzte Stunden aus:

Am Abend vor seinem Tode lag Rousseau mit seiner Frau und mit dem zweiten Sohne des Herrn v. Girardin, den er sehr liebte, Erdbeeren, in die er zwei Löffel Milch und viel Zucker hineintat. Hierauf ging er mit dem Knaben im Park spazieren; bei der Rückkehr sagte er zu seiner Frau, er fühle sich unwohl, glaube indessen nicht, daß daran die Erdbeeren Schuld seien, von denen er sehr wenig gegessen habe. Auch als sie ihn am Morgen nach seinem Befinden fragte, versicherte er, er glaube, daß ihm nichts fehle und suchte sie seinerseits zu beruhigen. Er schien noch ganz heiter; der Barbier kam vom Dorf zum Rasieren und Rousseau erzählte ihm mit völliger geistiger Klarheit allerhand Geschichten. Er ging dann noch in den Park spazieren und nahm hierauf mit seiner Frau und einer Dienerin in guter Stimmung das Frühstück ein. Den Augenblick darauf beklagte er sich über Kälte und Uebelbefinden. Nach ganz kurzer Zeit verschlimmerte sich sein Unwohlsein; er bat seine Frau, das Dienstmädchen wegzuschicken, und sagte zu ihr: „Liebe Frau, ich fühle, wir müssen uns trennen; es tut mir leid, Dich zu verlassen, aber Du liebst mich und darfst nicht darüber betrübt sein, weil ein Leben endigen zu sehen, das durch so viel Kummer vergiftet worden ist.“ Seine Frau fing darauf an zu weinen, er aber sagte zu ihr: „Warum weinen, bedauerst Du mein Glück?“ Inzwischen hatte seine Frau heimlich zu Frau v. Girardin geschickt und er schien dies zu bemerken, doch stellte seine Frau, um ihn nicht zu beunruhigen, in Abrede, daß sie jemand über seinen Zustand unterrichtet habe.

Bald darauf kam indessen Frau v. Girardin und gab der Befürchtung Ausdruck, daß Rousseau zu viel spazieren gegangen sei und sich dabei ermüdet habe; sie wolle sehen, ob er sich dabei kein Unwohlsein zugezogen habe. „Nein,“ sprach darauf Rousseau, „Sie kommen nicht deswegen; Sie sind von meinem Zustand viel besser unterrichtet, als Sie scheinen wollen. Ich bin Ihnen dankbar für den Anteil, den Sie an mir nehmen, tun Sie mir aber den Gefallen, sich zurückzuziehen.“ Und Frau v. Girardin zog sich in der Tat zurück.

Er ließ nun die Türe schließen und sagte zu seiner Frau, er habe ihr immer gesagt, sie solle, wenn er vor ihr sterbe, ihm die Augen schließen, und er hoffe, sie werde ihm diesen Dienst nicht verweigern. Er ermahnte sie, feils wohlthätig zu sein, sagte, daß sie sich auf die Angriffe seiner Feinde gefaßt machen müsse, die nach seinem Tode auch sie verfolgen würden, da sie sich nicht mehr auf ihn werfen könnten, und empfahl ihr, sich dagegen mit Geduld zu waffnen; er lasse sie unter dem Schutze des Herrn v. Girardin zurück, was für ihn eine große Beruhigung bedeute.

Darauf bat er sie, das Fenster zu öffnen und sagte: „Wie rein ist diese Luft, wie freue ich mich, sie noch einmal atmen zu können! Tröste Dich, Geliebte, siehst Du nicht, daß Gott mir seine Arme entgegenstreckt? Ich habe ihn immer gebeten, mein Leben endigen zu können ohne Schmerzen, ohne den Arzt und den Chirurgen zu sehen, er hat mich erhört, und ich werde mich bald im Schoß der Seligkeit mit ihm vereinigen.“ Er bat darauf um Carmeser Wasser, sagte aber dann, daß ihm das mehr schlecht als gut bekomme. Seine Frau schlug ihm vor, eine Medizin einzunehmen; er meinte dagegen, das sei ihm bei seiner großen Schwäche nicht möglich. Als sie ihm indessen geholfen hatte, sich in seinem Bett aufzurichten, gab sie ihm Medizin ein, konnte ihn aber nicht in dieser Lage halten und wollte ihm etwas unterlegen. „Wiz,“ sprach er, „hälft Du mich für so schwach, daß ich nicht aufstehen kann?“ Er erhob sich darauf mit großer Anstrengung vom Bett und setzte sich auf seinen Stuhl; als ihm darauf seine Frau eine Tasse reine Fleischbrühe brachte, trank er davon, gab sie ihr aber dann zurück und sagte: „Mein Herz kann nichts mehr ertragen.“ Und während sich darauf seine Frau umdrehte, um die Tasse irgendwo hinzustellen, fiel Rousseau auf den Fußboden herab und war tot. Seine Frau warf sich, in dem Glauben, er sei aus Schwäche umgefallen, auf ihn und wollte ihn wieder auf den Stuhl setzen; als sie ihn aber ohne jedes Bewußtsein sah, stieß sie selbst einen Schrei aus und fiel bewußtlos nieder.

Auf das Geräusch kam Frau v. Girardin herbei und öffnete die Tür. Man ließ Rousseau zur Aber, legte ihm ein Blasenpflaster auf und wollte ihm etwas eingeben; alles umsonst, er war tot.

Wieder zu sich gekommen, machte seine jammernde Frau der Schlossherrin die Mitteilung, daß Rousseau früher den Wunsch ausgesprochen habe, nach seinem Tode sezziert zu werden. Diesem Wunsche wurde entsprochen und man fand dabei alle inneren Organe unversehrt; doch fand man in seinem Kopfe ein Wasserbläschen, dessen Plaken den Tod Rousseaus verursacht hatte. Seit längerer Zeit schon fühlte er dieses Leiden an sich, ohne es zu kennen, und als ihm einmal seine Frau Klage führte, daß sie öfter an Schwindelanfällen leide, die sie als Vorzeichen ihres nahen Endes betrachtete, entgegnete er: „Was würdest Du erst sagen, wenn es Dir ginge wie mir, der ich manchmal beim Gehen hin und her schwankte, als ob ich betrunken wäre, und fühle, wie mir das Bewußtsein schwindet.“

Der Bericht erzählt dann noch weiteres von dem Verhalten der Frau Rousseaus, wie sie seinen Leichnam drei Tage bewachte, mit welchem Schmerz sie seinen Tod beweinte, wie sie die Güte und Sanftmut seines Charakters gerühmt und einzelne Beispiele davon angeführt habe u. s. f. Den Gerüchten von seinem Selbstmord durch Vergiftung trat sie entschieden entgegen und erklärte sie für böswillige Ausstreunungen seiner Feinde. —

(Nachdruck verboten).

frühsonnertag.

Skizze von Paul Hermann Hartwig.

Die Vorhänge waren nicht zugezogen, — da konnte die Sonne mich ungehindert weden, als sie ihre ersten Strahlen über die schwarzblauen Schieferdächer schickte. Die fünfte Tagesstunde war noch nicht vollendet. Die Lider wollten wieder über die Augen sinken, dann aber war's mir, als wäre draußen ein Glück bereitet, an dem ich Anteil haben dürfte.

Das Haus, in dem sich am Tage das Leben so laut und geschäftig aufat, lag in feierlicher Ruhe, auch von draußen drang kein fremder Laut. Es war am Sonntag — Frühsonnertag.

Nun begann ein Kanarienvogel im unteren Stockwerk seinen Morgengesang. Schon die ersten Töne, die sich zaghaft lösteten, durchdrangen die Stille, dann aber scholl die Strophe an, als solle das ganze Haus ermuntert werden.

Ich sah den Kleinen gelben Kerl ordentlich vor mir, wie er auf der obersten Stange seines Bauers saß und sich selber der Kraft und der Schönheit freute, die seiner Kehle entströmte.

Mir lag noch die Betätigung dieser jubelnden Daseinsfreude im Ohr, als ich bereits die Straße gewonnen hatte. Sie lag noch in völliger Stille und ich sah, wie unpersönlich häßlich und nüchtern alle diese feineren Häuser waren, in denen sich fast das ganze Leben der Bewohner abspielte.

Und draußen lockte die Aul

Sehnsucht nach der Fülle lebensprühender Schönheit erfaßte mich und trieb mich rasch aus den beengenden Mauern heraus. Die langen, eintönigen Straßenzüge, die banalen Plätze, die Fabrikgebäude lagen hinter mir — ein kleines Wäldchen nahm auch dem Rückwärtschauenden die Aussicht auf das Häusergewirr. Es ruhte noch im völligen Morgenfrieden, und dieser Friede verlieh dem Fleckchen Erde, an dem sich „Verschönerungsverein“ und industrielle Wirte beründigt hatten, einigen Reiz. Das Wäldchen löste sich nach Osten hin, wo tiefe Steinbrüche den Verschönerungen ein Ziel setzten, in anmutig unregelmäßigem Bestand von jungen Birken auf, die in grünem, hochzeitlichem Kleid standen. Aus den Ritzen und Spalten älterer Brüche, in denen sich ein wenig Humus gesammelt hatte, quoll junges Leben in zarten, grünen Ranken und anmutigen Gräsern hervor. Amsel und Pirol, Buchfink und Reißig schmetterten ihre Strophen der Sonne entgegen, die die junge Herrlichkeit mit Glanz umhüllte.

Auf den Wiesen, durch die sich gemächlich das schmale Silberband eines Flüsschens zog, lagen noch wie zarter Perlendunst die letzten Nebelschwaden, und den Fuß nekten ab und zu Graspispen, von denen die Kette funkelnder Tautropfen sprühte. In dem grünen Grund hatte der Frühling farbenfreudig und reich gewirkt, und es war ein Teppich, dessen herbe, würzige Düfte die Sinne erfrischten.

Und zu denken, daß in Stundenferne jetzt eine Stadt erwachte, der selbst dieser Frühsonnertag nicht eine Ahnung von seiner eigenlichen Herrlichkeit geben konnte!

An die Wiesen, von denen jetzt ein leiser Wind den zarten Nebelhauch vollends verjagte, schlossen sich sanft ansteigend selber mit üppig sprossender Saat. Das Flüsschen machte eine Krümmung, vereinigte sich mit einem Bach und durchschnitt ansehnlich verbreitert hügeliges Land, dessen schön bewaldete Abhänge reizende Ufer bildeten. Das schmale Tal war nach halbstündiger Wanderung zu erreichen.

Das Silber des Wassers wandelte sich rasch in einen tiefgrünen, weichen Farbton, so dicht standen Hüben und drüben die stattlichen Laubbäume, die zierlichen Birken, die ernsthaften Erlen,

und auf den Höhen die Silberbüchen, auf deren leuchtenden Blätterdach Sonnenlichter ihr munteres Spiel trieben. Welcher Duft, welche Fülle, welcher Reiz im Kleinen! Käfer trocken geschäftig in die hellen Flecken, auf denen sie vom wärmenden Platz voll umfangen wurden. Zitronenfalter umgaukelten auf einer Kleinen Lichtung schöne weiße Blütensterne. Und in das unaufhörliche Zwitschern und Jubilieren der Waldbögel schwebten von fern her die Klänge einer dörflichen Kirchenglocke. . . . Diese wunderbare Sommersonntagsfriede — so tief — so tief!

Bei einer Kleinen Wegbiegung sah ich über mir auf einem felsigen Vorsprung einen Jungen stehen. Er trug eine aus gewachsene Lodenjoppe, auf dem dunklen, lodigen Paar saß eine blaue Kaschmüze. Er bemerkte den Wanderer unter sich nicht, sondern starrte mit weiten Augen in die Ferne — ohne daß er es achtete, fielen aus seiner Botanisiertrommel allerlei Pflanzen und Kräuter. Der empfand die Herrlichkeit, die um ihn erblüht war, das fühlte ich und hatte den Kleinen Träumer ordentlich lieb. Da ertönte jäh eine harte Stimme: „Kurt!“ und noch einmal „Kurt, hier her!“

Der Junge erschraf, glitt von dem Felsen herab und eilte durch das Dickicht, um der rufenden Stimme zu folgen.

Die Ufer traten hier ein wenig zurück und auf dem verbreiterten Gelände standen ein Mann und einige Knaben. Der Mann war mit einem langen, braunen Ueberrock bekleidet, aus der Andeutung eines Stehtragens ragte der starke Hals hervor, auf dem ein höchst ungemütlicher Kopf saß. Er hatte einen un gepflegten Vollbart und schaute sauerköpfig über die Brillengläser. Einem Sonntagfriedenslündiger gleich er jedenfalls nicht.

Ich verlangsamte absichtlich meinen Schritt — er schien den Knaben einen Vortrag zu halten.

„Zeig her, Franz, was Du gesammelt hast.“

Einer der Knaben gab ein Bündel Pflanzen.

„Keine interessante Auslese,“ sagte er mißbilligend, „Laubnessel, Wiesenschäumkraut, Wasserhürling, doch hier die Küchenschelle, wie heißt der lateinische Name?“

„Gemeine Küchenschelle heißt Pulsatilla vulgaris.“

„Was weißt Du von dieser Pflanze mitzuteilen?“

„Pulsatilla ist ein giftiges Kraut mit doppeltfiederschnittigem Blatt und einem einfachen, einblütigen, oberhalb der Mitte von einer Blätterhülle umgebenen Schaft. Pulsatilla war officinell.“

„Gut, nun weiter.“

Ein anderer reichte ihm das Prachtexemplar einer purpurnen roten Orchis.

„Was haben wir hier?“

„Gemeines Knabenkraut, Orchis latifolia.“

„Sprich Dich darüber aus.“

„Orchis gehört zu den monokotyledonischen Pflanzenfamilien, Sie ist ein krautartiges Gewächs mit handförmig geteilten Knollen. Die Knollen werden wegen ihres Stärkemehlgehaltes als stopfendes Mittel benutzt.“

Der Lehrer riß einige der zierlichen Blüten ab und verteilte sie.

„Nehme jeder sein Taschenmesser und zerlege die Blüte.“

Als dieser Schulmeister meine Aufmerksamkeit beobachtete, bozierte er doppelt laut.

Inzwischen war mein Kleiner Freund näher gekommen, ein wenig verlegen, wie einer, der immer ein böses Gewissen hat. „Nun, Kurt“ — die Stimme des Lehrers verschärfte sich — „wo steckt Du?“

Der Junge, der hier unten viel Kleiner aussah, schwieg.

„Rasch heraus mit der Sprache!“

„Ich habe da oben die Aussicht betrachtet, alles liegt in Sonne.“

„Und was hast Du gesammelt?“

Bestürzt schaute der Kleine in die leere Botanisiertrommel. Nur in der Hand hielt er ein paar blasse Waldbeilsägen.

„Hundsbeilsägen,“ schrie der Chor.

„Viola silvestris, sonst nichts?! Du bist unverbesserlich, Du Dummel, nachlässig und faul“ — und er hob die Hand und gab dem Jungen einen kräftigen Wadenstreich. Der Kleine duckte sich ein wenig, er wischte mit seinem Taschentuch über die Wangen, aber er weinte nicht.

Ein Streber unter den Jungen hatte seitwärts im Gebüsch eine Pflanze entdeckt, die er mit allen Anzeichen strahlender Freude dem Lehrer darreichte.

„Hier, Herr Doktor, etwas Seltene.“

„Ei, ei, sieh da, ein Atronstab,“ und er machte mit seinem Messer einen Querschnitt durch die Blume.

Ich ging rasch weiter, denn in mir stieg es siedend auf. So ein Kerl, so ein Kerl. . . .

In den Sommersonntagsfrieden war ein bitterer Tropfen gefallen. Da wurde ein Stück Kindheit, eine schon emporblühende Freude totgeschlagen. Was wußte dieser Professor der Naturkunde von Natur!

Die Sonne schien nicht mehr so hell, für den Sang der Vögel war mein Ohr nicht mehr geöffnet, und die Lichter auf dem sprudelnden Fluß schienen verschwunden — wie ein grauer Schleier lag über dem sommerlichen Wilde. Aber der graue Schleier lag nur vor meinen Augen. Sie wollten gar nicht wieder hell bliken, immer sahen sie die harte Hand, die strafend auf das Gesicht des

lieben Jungen fiel, der eben noch mit personenen Kinderaugen Schönheit getrunken hatte. Prügeln hätte ich diesen Jugendbildner mögen. —

Kleines feuilleton.

rn. Der rumänische Regenpatron. Zu denen, die über die neuzeitliche Entwicklung der Wetterprognose besonders erfreut sein dürften, gehört der Mercur in Rumänien. Aber keineswegs aus Gründen der Volksaufklärung; im Gegenteil. Als Patron des Regens gilt nämlich im Volksaberglauben der heilige Demeter, dessen Gebeine ein kostbarer Sarg der Metropolitankirche zu Bukarest birgt. Obwohl der Name mit der gleichnamigen griechischen Göttin der Getreidefrucht, die in Rom Ceres hieß, zusammenhängt oder mit Matar, was im Semitischen Regen bedeutet, worauf manche auch den Namen des aus Persien stammenden Gottes Mithras zurückführen, dessen Kult bis nach Europa sich verpflanzte? Die Rumänen nun glauben steif und fest, eine Prozession mit dem Sarge des heiligen Demeter verschaffe den ersuchten Regen. Der Heilige aber hat seine Launen und läßt sich nicht beliebig durch die Stadt tragen. Ist er bei schlechter Stimmung, so macht er sich so schwer, daß ihn die Geißlichkeit nicht vom Fleck bringen kann. So kommt es, daß die rumänischen Bauern trotz ihres Heiligen bei anhaltender Trockenheit nicht besser daran sind als andere Christenmenschen.

Erst wenn Anzeichen baldigen Regens vorhanden sind, macht die schlaue Geißlichkeit Anstalt, die Prozession zu veranstalten. Natürlich handelt es sich da um Anzeichen, deren meteorologische Bedeutung die Volksmassen nicht kennen, und da solche nicht eben verlässlich sind, kam es oft vor, daß trotz Prozession der Regen ausblieb, was manchen im Glauben an die Kraft des Heiligen irre machte. Dank der neueren Wetterprognose gibt es jetzt zuverlässigere Anhaltspunkte für die pia fraus (frommen Betrug). Also die Wissenschaft im Dienste des Aberglaubens, wie auch sonst nicht selten. —

Medizinisches.

hr. Das Alpenklima bei Schwächezuständen. Bei Schwächezuständen der mannigfaltigen Art bietet kränklichen Menschen der Aufenthalt auf den Bergen neue Kraft und Gesundheit. Dies weiß die Alpenbevölkerung recht wohl zu würdigen und auszunützen. Zu diesen Schwächezuständen zählt in erster Linie die Blutarmlut, dann die Nervosität, die Kelowaleszenz nach schwächenden Krankheiten, um die Heilung zu beschleunigen. Mit großem Nutzen werden die Alpen von den sog. „Prophylaktikern“ aufgesucht. Man versteht darunter Menschen, bei denen eine besondere Gefahr besteht, daß sie einmal an Lungentuberkulose erkranken könnten. Sie besitzen einen schwachen Brustkorb, schwache Muskulatur, sind gewöhnlich hoch aufgeschossen und sind erblich belastet, weil in ihrer Familie bereits Fälle von Schwindsucht vorgekommen sind. Auf diese wirkt das Gebirge kräftigend und abhärtend, die tiefe Atmung stärkt die Brustmuskeln, bringt den Brustkorb zur Entwicklung, stärkt das Herz und beschleunigt den Blutumlauf. Was die Nervosität anlangt, so wird hier das so häufige und quälende Symptom der Schlaflosigkeit durch den Aufenthalt im Gebirge in erster Linie zum Schweigen gebracht. Auch nervösen und schwächlichen Kindern tut deshalb der Aufenthalt im Gebirge gute Dienste. Doch dürfen diese, wenn sie zur Stärkung ihrer Gesundheit ins Gebirge gebracht werden, unter keinen Umständen noch dazu angehalten werden, recht viel zu lernen. Dr. Höpli in St. Moritz hält es für ganz unmöglich, Schwache stark und kräftig zu machen, die dabei noch stundenlang auf der Schulbank sitzen sollen. Seine Erfahrungen lehren dagegen, daß, nachdem die Kinder wieder frisch und gesund geworden sind, sie auch geistig viel gewickelter und frischer erscheinen, so daß sie, obgleich sie 5 bis 7 Monate und noch länger die Schule veräumt hatten, heimgelehrt, doch wieder ohne Mühe mit ihren früheren Klassengenossen vorwärts kamen und in nicht seltenen Fällen diese noch übertrofen.

Nach Dr. Philippi in Davos gehören zu den Schwächezuständen, bei denen das Alpenklima vorteilhaft ist, ferner chronische Brustfell-, Luftröhren- und Lungenentzündungen, vorausgesetzt, daß keine Herzschwäche und Lungenblähung vorhanden ist, ferner chronische Mittelohrlarache, Nasenhöhlenverengungen und Bindegewebslarynx, freisende Flechten und schwerheilende Wunden jeder Art, Basedowische Krankheit, leichte Formen von Gicht, Zuckerkrankheit, Wechselstieber und Fettsucht. Die Meinung, daß es nicht geraten sei, Patienten von über 60 Jahre ins Hochgebirge zu senden, ist irrig. Auch bei dieser Altersklasse kommen noch günstige Resultate vor und der Gebirgsaufenthalt wirkt oft verjüngend. Immer hat das Aufsteigen allmählich zu erfolgen und sollte von der Ebene in ausgesprochene Höhenlagen nur über Zwischenstationen erfolgen, um ausgesprochene Chokwirkungen zu vermeiden. —

Geographisches.

Der Ruwenzori. Von der zoologischen Expedition, die auf Veranlassung des Naturwissenschaftlichen Museums in South-Kensington (London) nach Afrika abgesandt worden ist, sind jetzt genauere Nachrichten eingetroffen. Es steht danach zu erwarten, daß die Reisenden eine der schönsten Tieransammlungen heimbringen werden, die je aus Afrika in ein europäisches Museum gelangt sind. In geographischer Hinsicht interessiert an dem ein-

gegangenen Bericht am meisten die Schilderung über die Besteigung des Ruwenzori. Der Ruwenzori liegt zwischen den beiden Seen Albert Nyanza und Albert Eduard-See, und sein Massiv bildet die Grenze zwischen dem britischen Protektorat Uganda und dem Kongostaat, etwa 160 Kilometer nördlich von der See, in der diese beiden Gebiete mit Deutsch-Ostafrika zusammenstoßen. Stanley, der den gewaltigen Berg im Mai 1888 entdeckte, sprach später die Ansicht aus, daß sich auf ihn der Name Mondgebirge bezogen haben müßte, den Ptolemäus, der bedeutendste Geograph des Altertums, einem angeblich an den Quellen des Nil gelegenen Gebirge gegeben hat. Der Name Mondgebirge ist seit dem letzten halben Jahrhundert in der Gegend des oberen Nil viel umhergewandert, und man neigt jetzt mehr zur Annahme, daß er von Ptolemäus für das Bergland von Abessinien gebraucht worden ist und nicht auf den Ruwenzori oder einen anderen Berg dieser weiter südlich gelegenen Gegend sich bezog. Bestiegen ist der Ruwenzori öfters, zuerst von dem Engländer Stairs im Juni 1889, dann zwei Jahre später von Franz Stuhlmann, doch gelangte keiner der beiden Reisenden bis zum Gipfel, sondern der erstere nur bis 3500, der letztere bis 4063 Meter. Weiter kam Dr. Grauer vom Oesterreichischen Alpenklub, der in Begleitung zweier englischer Missionare eine Spitze in 4500 Meereshöhe erreichte und ihr den Namen König Edwards-Fels gab. Dieser Punkt ist von der jetzigen Expedition wieder aufgesucht und an einem von Grauer dort hinterlassenen Merkzeichen wieder erkannt worden. Auch dieser Rekord ist nunmehr geschlagen worden, denn die neue englische Expedition unter der Führung von Dr. Woosnam hat die bekannte Doppelspitze des Ruwenzori jetzt völlig überwunden. Zunächst wurde der Duwoni bestiegen, ein Gipfel, der sich nordöstlich des Kubutu-Gletschers erhebt und seinerseits wieder zwei Spitzen von anscheinend gleicher Höhe besitzt. Bestiegen wurde die südlichere Spitze und ihre Höhe zu 15 893 Fuß (4844 Meter) gemessen. Einige Tage darauf wurde dann der zweite Gipfel in Angriff genommen, der den Namen Kijanja führt und westlich von der Kubutu-Gruppe gelegen ist. Seine Höhe wurde zu 16 379 Fuß (4992 Meter) bestimmt. Die Ermittlung der Höhen erfolgte durch gleichzeitige Benutzung von Aneroidbarometern und Kochthermometern. Leider mußte die Expedition die Erfahrung machen, daß der Ruwenzori auch durch diese ihre Leistungen noch nicht als völlig überwunden bezeichnet werden kann. Bisher waren die beiden jetzt bestiegenen Gipfel für die höchsten Punkte des Massivs gehalten worden, jetzt aber wurde von dem Gipfel des Kijanja eine noch höhere Spitze in nordwestlicher Richtung gesehen. Bedauerlich war ferner die Ungunst der Witterung; die Berge waren fast ständig in Wolken verhüllt, und häufige starke Schneestürme verhinderten die Alpinisten an der Anstellung weiterer Forschungen. —

Aus der Pflanzenwelt.

h. Der Spitzenbaum nennt sich eine eigenartige Pflanze der westindischen Inseln. Es ist ein Baum, ein Verwandter unseres Seidelbastes; der botanische Name lautet Lagetta Lintearia. Die zwischen Holz und Rinde gelagerte Wassschicht dieses Baumes präsentiert sich nach Entferrnung der Rinde als ein zartes, aber zähes spitzenartiges Gewebe, das im natürlichen Zustande von cremeweißer Färbung ist. Das Gewebe läßt sich leicht vom Baume ablösen und kann dann für mancherlei Zwecke dienstbar gemacht werden. Wird es gewaschen und an der Sonne gebleicht, so bekommt es ein blendend weißes Aussehen. In Westindien wird dieser Stoff für Vorhänge, Kragen, Krawatten, Schleier, Shawls und ähnliche Sachen verwendet. Auch Seile werden daraus bereitet und Schnüre aller Art, die vielfach zu Pferdegeschirren weiter verarbeitet werden. Solche Pferdegeschirre sind wegen der Leichtigkeit in den Tropen sehr beliebt. Peitschen werden von dieser Pflanze derart hergestellt, daß ein entsprechend starker Zweig als Stiel dient, an dessen einem Ende das Gewebe büschelartig als Schmalz sitzen gelassen wurde, während am anderen Ende das Gewebe zur Peitschenknur zusammengedreht ist. Eine derartige Peitsche „aus einem Stück“ nennt Schreiber dieses sein Eigentum. Die Länge derselben beträgt 2,20 Meter, wovon 60 Zentimeter auf den Stiel entfallen.

Die Eingeborenen benutzen das Gewebe, das meist vollständig fehlerfrei ist, schon seit Jahrhunderten, doch ist die Verwendung sonst ziemlich unbekannt geblieben. Es gibt übrigens noch einige weitere ähnliche Bäume, deren Bastgewebe ähnlichen Nutzen stiftet; so kennen die Eingeborenen von Hawaii einen Baum, von dem sie in gleicher Weise, wie oben geschildert, ihre Kleidung „beziehen“.

Humoristisches.

— Weit gebracht. „Der Müller hat aber rasch Karriere gemacht!“

„Ja, ich kann ihn mir noch als Lehrling mit der Nadelbrille denken. Später trug er einen Kneifer, kurze Zeit ein Monotel, und jetzt sieht man ihn nicht anders als mit der Automobilbrille.“ —

— Moderne Kalkulation. A. (zu seinem Freunde): „Was, wegen lumpiger zwanzigtausend Mark willst Du eine Verunstehung eingehen? Das langt ja nicht einmal zu einer Liebesheirat!“ —

— Empfindlich. Beschalt ist der K. aus dem Vegetarierverein ausgestoßen worden?“

„Weil er auf ein Wurstblatt abonniert ist.“ —

(„Reggendorfer-Blätter.“)